

Editorial

Als in Kairo am 30. Januar, nach tagelangen schweren Auseinandersetzungen, die Polizei von den Straßen verschwunden war und die gegen die Diktatur anstürmenden Massen sich plötzlich allein mit einer sich neutral verhaltenden Armee fanden, herrschte auf Kairos Freiheitsplatz eine Mischung aus »Stolz, Adrenalin, Glück, Beklemmung, Leere. Es war, als hätten gerade Tausende von Fußballspielern eine imaginäre Weltmeisterschaft gewonnen und verweilten auf dem Rasen eines riesigen Stadions: einige lagen auf dem Boden und weinten, andere fielen sich in die Arme, wieder andere liefen ziellos umher. Sie hatten gewonnen. Mit einer Besonderheit: Die Polizei war abgezogen, sie konnten sich frei fühlen, aber Mubarak war weiter im Amt, so dass es am Tag darauf erneut zum Endspiel kommen könnte. Das drohende Blutbad lag immer noch in der Luft.« (Enric González in *El País*, 30.1.11, 3)

Über Fußball wird im Sportteil berichtet. Aber tatsächlich erstreckt sich seine Macht über alle Rubriken – Politik, Wirtschaft, Kultur. Im Handball wird bloß geworfen, im Fußball »geschossen«; es herrscht hier ein Krieg eigener Art, der mit Sieg oder Niederlage, Triumph oder Untergang endet. Auf dem Platz heißt es: Einer für alle, alle für einen; angesichts des Gegners, den es zu »schlagen« gilt, wird der Mitspieler zum »Kamerad«, der nach dem Spiel sich wieder in den Konkurrenten um einen Platz in der Stammebelegschaft verwandelt. Leistung wird mit rascher Einbürgerung belohnt; wo das nationale Wohl auf dem Spiel steht, wird unbürokratisch agiert. Die Regeln, nach denen der »Unparteiische« handelt, sind ein Korsett, das die entfesselten Energien nur notdürftig eindämmt. Wem die Aggressivität fehlt, wird ausgewechselt.

Der Enthemmung auf dem Platz entspricht die auf den Rängen. Hier wird das Leben durchsichtig einfach. Für die Dauer des Spiels teilt sich die Welt in Freund und Feind, und es ist, als verschwinde die im Prozess der Zivilisation aufgebaute »Affektkontrolle« wie Schnee in der Sonne. Daher die Aufnahmefähigkeit des Fußballs für Nationalismus, Chauvinismus und Rassismus. Die Energien, die das Stadion zum »Hexenkessel« machen, stammen immer auch aus dem Hass, der »die anderen« braucht, um das prekäre Selbst zu stabilisieren.

Fußball ist Volkssport, ebenso harmlos wie Räuber und Gendarm. Das zu seiner Ausübung erforderliche Gerät kann selbstgemacht sein, wie der Ball aus Pappmaché, den Gramsci im Gefängnis für seine Söhne anfertigt. »Jedes Kind braucht einen Vater«, heißt es in Sönke Wortmanns Film *Das Wunder von Bern*. Allein der Fußball vermag die innere Verkrampfung zu lösen, die den aus 12-jähriger Kriegsgefangenschaft zurückkehrenden Vater in den Familientyrann verwandelt. Der Fußball ist die Macht der Versöhnung, die wie im bürgerlichen Trauerspiel dem Sohn den Vater und dem Vater den Sohn zurückgibt. Dem Volk, das den blutigen Sieg nicht erringen konnte, beschert der Gewinn der Weltmeisterschaft den unblutigen. Selbst der älteste Sohn, der als Kommunist die Familie verlassen hat, sitzt im Blauhemd der FDJ vor dem Bildschirm in Ostberlin, um mit »Deutschland« zu fiebern.

Der Fußball, der mit unverschämter Bescheidenheit »die schönste Nebensache der Welt« zu sein beansprucht, hat einen Weltverband hervorgebracht, der mehr Nationen

unter seinem Dach vereint als die UNO. Wie ein Monarch residiert der Präsident in Zürich. Doch seine Herrschaftsmacht stützt sich – wie immer die Mafia am Geschäft beteiligt sein mag – wesentlich auf Kraft von unten. Der Fußball hat eben auch sein ›Heiliges‹, das die Gläubigen in Bann schlägt. Den Besten hält er märchenhafte Aufstiegschancen bereit – vorausgesetzt, man gehört nicht zum ›anderen Geschlecht‹. Zwar sind die Zeiten vorbei, da man die auf männlichem Terrain wildernden Frauen für den Gewinn der Europameisterschaft noch 1989 mit einem Kaffeeservice abspesen konnte, doch zeigt sich an den Prämien das wahre Maß der Anerkennung, mit dem noch die weibliche Spitzenleistung auf dem Rasen rechnen darf. Für ihren Weltmeistertitel 2007 bekamen die Frauen 50000 Euro; die Männer im Jahr zuvor bereits fürs Halbfinale das Doppelte, für den Titel wären es 300000 gewesen.

Begannen die Spiele der Fußball-Bundesliga in den 1960er Jahren, wie der an den Orten standardisierter Massenproduktion etablierte Arbeitstag, alle zur gleichen Zeit, so sind sie heute, parallel zur Diversifizierung der Produktion, der Fernsehkanäle und der Biographien, übers gesamte Wochenende verstreut. Nicht der Zuschauer vor Ort, sondern der gigantisch gewachsene Apparat der Medienindustrie diktiert den Zeitplan. Wie man das ganze Jahr Tomaten konsumieren kann, so die Abbilder von Sportereignissen, die lückenlos ineinander greifen, um so für die Nachhaltigkeit der Einschaltquote zu sorgen. Zwar erschließen neue Techniken der Übertragung und die Vervielfältigung der Kanäle neue Formen gemeinschaftlicher Konsumtion – in Kneipen, »Sportsbars« und beim »public viewing«, sei es unter Hunderttausenden oder im Kreis der Nachbarn –, doch geht es vom Standpunkt der Konzerne je darum, neue Kunden zu gewinnen.

Wie die Mode stets neue Kleider, bietet der Sport stets neue Betätigungsweisen – ein unabschließbares Terrain zur Erprobung von Identitäten in immer neuen Frontstellungen gegen ›die anderen‹. Nichts steht hier fest. So nehmen immer mehr Menschen an Marathonläufen teil. Um die feinen Unterschiede zu wahren, gibt es in Frankfurt eine Sonderwertung für Führungskräfte. »Gerade ehrgeizige Männer stehen immer in einem Wettbewerb auf dem Affenfelsen. Und auf dem wollen sie ganz oben stehen«, sagt der Psychologe Christopher Rauen (FAZ, 17./18.10.2009, C1). Wie in der Steinzeit die Höhlenmalerei den Jagderfolg garantieren soll, so heute die sportliche Leistung den beruflichen Erfolg; jener ist leichter auf die Sprünge zu helfen als diesem – unter Umständen mit dem Griff zur leistungssteigernden Droge, der unter Freizeitsportlern weit verbreitet ist.

Frech wie Oskar hatte sich Brecht, der mit dem Boxer Paul Samson-Körner befreundet war und übers Boxen geschrieben hat, zum Sport bekannt, »weil und solange er riskant (ungesund), unkultiviert (also nicht gesellschaftsfähig) und Selbstzweck ist« (1928, GA 21, 224). Nur abgespalten vom Selbstzweck konnte das Riskante zum Kult des Riskanten verselbständigt und als Trend-, Fun- und Extremsport vom Kapital kolonisiert werden. Doch geht Sport im Geschäft nicht auf. Die Konkurrenz ist ihm ebenso eingeschrieben wie die Kooperation, das verbissene Training ebenso wie die Lust am Spiel. Die Beiträge dieses Hefes, ergänzt durch einen zum Thema gehörenden Rezensionsteil, vereint die herrschaftskritische Frage nach den Funktionsweisen des Sports im Widerspruchsfeld zwischen Fremd- und Selbstvergesellschaftung. PJ